

# **DIE BAININGER.**

## **EINIGE HISTORISCHE ANMERKUNGEN ZUR EINFÜHRUNG**

Im Nordwesten der nach dem deutschen Forschungsschiff *Gazelle* noch heute so benannten Gazellehalbinsel der Provinz East New Britain Papua-Neuguineas lebt eine Bevölkerung, die von ihren Nachbarn an der Küste, den Tolai, als „Baining“ bezeichnet wird. Der Name „Baining“, auf Deutsch „Baininger“, ist von den Europäern übernommen worden und wird heute auch von jenen, die sich selbst „Chachet“, d.h. „Menschen“ nennen, im Verkehr mit der Außenwelt akzeptiert. Da sich die Baininger in Verhalten, Traditionen und Erscheinungsform deutlich von den ihnen benachbarten Ethnien unterschieden, fanden sie unter Europäern besonderes Interesse. Die Tatsache, daß sie zumeist zurückgezogen in den Urwäldern der Berge lebten und die sie umgebenden Ethnien, insbesondere die Tolai, sie mit Verachtung als „primitiv“ bezeichneten, sowie die unkritische Übernahme dieser Haltung und Sichtweise der dominanten Tolaibevölkerung durch die Europäer ließen sie in wissenschaftlich verbrämter sozialdarwinistischer Perspektive zur „Urvölkerung“ Neupommerns/New Britains werden.

Frühe Fotografien Richard Parkinsons zeigen die Baininger primitiv, in Hockstellung mit dämlichen, stupiden Gesichtern.<sup>1</sup> So wie jeder Gegenwartsfotograf versucht, das „Beste“ aus den von ihm fotografierten Personen „herauszuholen“, um damit die Realität aufzuschönen, faktisch zu verfälschen, konnten umgekehrt auch Fotografien „historisch-authentisch“ die angebliche „Primitivität“ dokumentieren. Bis heute bezeichnen viele Tolaileute die Baininger abschätzig als „Kaulong“. Der Begriff bedeutet „primitiv, unwissend, unmenschlich/tierisch“ und ist voll von rassistischen Konnotationen. Baininger vergleichen deshalb das Tolaiwort „Kaulong“ mit der Verwendung der Bezeichnung „Nigger“ – äquivalent mit „word and mentality which the White Americans have over the Black Americans“.<sup>2</sup> Diese arrogante, herablassende Haltung von Tolai wie Europäern gegenüber den Bainingern hat Spuren hinterlassen, in den Worten eines Baininger Priesters von heute: a „deep sense of inferiority complex“.<sup>3</sup> Während sich die allgemeine Einstellung der Tolai zu den Bainingern auf Grund gemeinsamer Erfahrungen vor allem in der Schule langsam zu bessern scheint, ist weiterhin im politischen und ökonomischen Rahmen ein erhebliches Konfliktpotential vorhanden. Das größte Problem der Gegenwart ist zweifellos die Okkupation von traditionellem Land der Baininger durch Tolai ohne Rücksichtnahme auf die Rechte der Baininger.<sup>4</sup>

Das Volk der Baininger wird heute in fünf Gruppen unterteilt, die sich auf Grund ihrer Dialekte voneinander unterscheiden: A Chachet – die Ethnie, die im vorliegenden Band von Karl Hesse dokumentiert wird –, Mali, Simbali, Kairak und Uramot. Verwaltungsmäßig sind sie in Nord- und Südbaininger mit insgesamt drei Lokalbehörden – Nordbaining, Sinivit und Lassulbaining – aufgeteilt. Ein eigener Wahlkreis – bislang existiert er nicht – ist das politische Ziel vieler Baininger. Zur Durchsetzung autonomer Interessen erscheint ein solcher elementar in einem Land, das politisch nach dem Westminstersystem organisiert wurde und das deshalb nur Direktmandate zum Nationalparlament kennt.

Für die langfristige Perzeption der Baininger durch die Europäer waren vor allem zwei Ereignisse elementar, die beide auf die deutsche Kolonialzeit Neuguineas zurückgehen: das europäische Bewußt-Werden des Abhängigkeitsverhältnisses der Baininger, die sich an der Küste oder in der Nähe der Küste aufhielten, gegenüber den Tolai und das sogenannte „Massaker“ von St. Paul. Spätestens seit 1896 beobachteten Mission und Kolonialverwaltung mit wachsendem Entsetzen, daß die Tolaibevölkerung am Weberhafen, insbesondere der Ortschaft Kabaira und der kleinen Insel Massikonapuka, die benachbarte Bevölkerung der Baininger terrorisierte. Auf ihren Zügen nach Muschelgeld kam es fast regelmäßig zu blutigen Zusammenstößen mit Bainingern. Baininger wurden getötet, andere (vor allem Kinder) in die benachbarten Siedlungen der Tolai entführt. Die geraubten Baininger wurden „adoptiert“, erhielten Tolainamen, mußten für ihre neue „Familie“ Arbeiten verrichten, wurden körperlich gezüchtigt, zum Teil auch im Austausch gegen Muschelgeld „weitergereicht“ – die Europäer erinnerte das ganze Verhalten nur zu sehr an Sklavenjagden, Sklavenhandel und eben – Sklaverei. Ob es das war, ist wissenschaftlich heftig umstritten. An dem krassen Abhängigkeitsverhältnis der entführten Baininger gegenüber ihren Tolai-Besitzern kann aber kein ernsthafter Zweifel bestehen. Die poststrukturalistische Erklärung (und Verdrängung des Phänomens) mit semantischen Überlegenheitsstrategien der Tolai führt in die wissenschaftliche Sackgasse.<sup>5</sup>

Nach der zwangsweisen Rückführung eines Teils der geraubten Baininger durch die Kolonialverwaltung gründete die katholische Mission im November 1896 an der Bainingerküste des Weberhafens die Station Wunamarita (heute Vunamarita), um sich gezielt den Bainingern zu widmen. Leiter der Station wurde der aus Sambach im Bamberger Land stammende Herz-Jesu-Missionar Matthäus Rascher.<sup>6</sup> Weiter im Inland in der Nähe der Bainingersiedlung Puktas, die von den Überfällen der Tolai besonders betroffen war, errichtete Rascher am 9. Mai 1898 mitten im Urwald das Dorf St. Paul. Hier wurde – mit ausdrücklicher Unterstützung der Kolonialregierung – ein Teil der aus der „Sklaverei“ befreiten Baininger angesiedelt. Am 13. August 1904 kam es dort zur Katastrophe. Baininger aus den benachbarten Dörfern Lan und Puktas unter Führung des Vorarbeiters der Missionsstation, der den Tolainamen To Mari (christianisiert To Maria) angenommen hatte, töteten jeweils fünf männliche

und weibliche Missionsangehörige der Europäer und eine unbekannte Zahl Baininger Christen.

Es ist hier nicht der Platz, um auf die verwickelten und diffizilen Hintergründe und Ursachen dieser Tragödie einzugehen – das soll demnächst ausführlich an anderer Stelle geschehen –, es sei aber darauf hingewiesen, daß vereinfachende Erklärungen der Vergangenheit, die in dem Geschehen nur einen weiteren Beleg für die Abhängigkeit der Baininger von den Tolai sehen, die die Baininger manipuliert und zu dieser Tat angestiftet hätten<sup>7</sup> – eine Sicht, die unterschwellig davon ausgeht, daß die Baininger in ihrer „Primitivität“ nicht einmal in der Lage gewesen wären, eigenständig Gewaltaktionen durchzuführen – ganz in eurozentrischen Denkmustern verhaftet bleiben. Die Reaktionen von Mission, Kolonialverwaltung, generell den Europäern im Land, ungeachtet ihrer religiösen oder nationalen Affiliation –, ja die Reaktionen der europäischen Öffentlichkeit überhaupt – am wichtigsten Deutschland und Australien – reichten von Schock und Entsetzen über Wut und Haß zu Rache und Vergeltungsgefühlen. Ein Unterschied zwischen christlichen und nichtchristlichen Bainingern wurde nicht gemacht. Daß es vor allem die christlichen Baininger waren, die unter der Tragödie zu leiden hatten, konnte man nicht, wollte man vielleicht auch nicht sehen. Bis in die unmittelbare Gegenwart wurden die Opfer, soweit sie christliche Baininger waren, verdrängt.<sup>8</sup> Es war eine jener typischen Schwarz/Weiß-Geschichten, die, weil sie in Freund-Feind-Kategorien und -Denkmustern angelegt sind, besonders dauerhaft sind.

Im kollektiven Bewußtsein – und der Erinnerung – der Europäer war der Baininger fortan nicht nur der „Primitive“, sein Name stand als Synonym für hinterhältig, „treacherous“, undankbar. Mit dem „Baininger Massaker“ beginnt, was Karl Hesse in einem Gespräch mit dem Herausgeber einmal die „Leidensgeschichte der Baininger“ genannt hat. Zur Verfolgung der flüchtigen Täter setzte die Kolonialverwaltung auch Tolai-Polizisten ein. Diese konnten nun ihre ganz eigenen Rache- und Vergeltungsgelüste gegenüber den Bainingern ausleben, denn eine Aufsicht über die Vorgehensweise der Tolai-„Polizisten“ fand auf den vielen folgenden Strafexpeditionen gegen die Baininger, die im gebirgigen Urwald geführt wurden, kaum statt. Für Monate stand die ganze Region der Baininger Berge unter Ausnahmezustand. Chachet, die mit der Gruppe von Lan und Puktas und deren Vorgehen gegen St. Paul nichts zu tun hatten, wurden verfolgt, von ihren Heimatplätzen vertrieben, getötet. Nach der Nachricht vom Tode To Mari(a)s in einem Buschgefecht und der Hinrichtung anderer Täter kehrte einigermaßen Ruhe ein. Im Windschatten des Ersten Weltkrieges, als die Aufmerksamkeit auch der europäisch-kolonialen Öffentlichkeit Neuguineas auf andere Dinge gelenkt war und das Chaos innerhalb der australischen Militärverwaltung Übergriffe ganzer Banden gewissenloser Rekrutierer begünstigte, die im Urwald Einheimische überfielen, einfingen und auf die Großplantagen wegschleppten, kam es im Gebiet der Baininger erneut zu blutigen Auseinandersetzungen.<sup>9</sup>

Die Missionsstation St. Paul wurde noch 1904 von Pater Johannes Stehlin wiedereröffnet. 1913 folgte eine zweite Missionsstation<sup>10</sup> unter den Bainingern in Kamanacham (Englisch auch Kamanakam), die von Leo Brenninkmeyer<sup>11</sup> geleitet wurde. Brenninkmeyer war nach der Katastrophe von St. Paul offensichtlich der Ansicht, der mehr integrative Ansatz, den Pater Rascher favorisiert hatte, sei einer Christianisierung der Baininger hinderlich. Von den Traditionen der Baininger schien ihm nur wenig erhaltenswert. Das galt insbesondere für ihre Tänze. Deren Abhaltung wurde von ihm untersagt. Mit besonderer Verve kämpfte er gegen den Feuertanz. „Der Feuertanz ist ein Nackt- und Nachttanz bei ‚bengalischer‘ Beleuchtung. Ziel des Tanzes ist Aufreizung der Sinnlichkeit. Somit ist der Tanz von der katholischen Kirche verboten“, schrieb Brenninkmeyers Nachfolger Dargas über die von ihm fortgeführte Politik, um hinsichtlich deren Erfolges lapidar hinzuzusetzen: „zu meiner Zeit ist der Feuertanz von Katholiken nicht aufgeführt worden.“<sup>12</sup>

In einer merkwürdigen Mischung von Anteilnahme, Sympathie und Widerwillen<sup>13</sup> sah Brenninkmeyer als einzige Rettung für die Baininger ihre möglichst schnelle Assimilation an europäische Vorgaben. Die von den Bainingern praktizierte frühe Adoption der Kinder – ein wichtiges Verfahren zur Herstellung sozialer Bindungen in Kleingruppen – waren ihm wie die Heiraten zweiten und dritten Grades auf der Seite der Schwester (nicht des Bruders) von Vater oder Mutter ein „wichtiger Grund des so schnellen Aussterbens“.<sup>14</sup>

In einem Bereich hatte Brenninkmeyer die Traditionen der Baininger erhalten wollen. „Die alte Sitte der Baininger, in ihren Pflanzungen zerstreut im Walde zu leben, mit jährlicher Änderung des Wohnplatzes (so verstehe ich plantation existence!) scheint mir unter den gegebenen Verhältnissen das Gesündeste für die Zukunft des Volkes“, schrieb er im März 1924 an Bischof Vesters.<sup>15</sup> Durch die Unzugänglichkeit ihrer Einzelsiedlungen habe es in der Vergangenheit unter den Bainingern weniger Krankheiten gegeben; Epidemien, die an der Küste wüteten, erreichten den Baininger in seinen Felsnischen nicht. Weil die – jetzt australische – Kolonialverwaltung „on the spot“ hinsichtlich der Kontinuität ihres Personals mit der Mission nicht konkurrieren konnte und die Leitung der offiziell „Mandat“ genannten Kolonie keine erkennbaren politischen Strategien hinsichtlich Neuguineas verfolgte – außer der von Canberra vorgegebenen Maxime, die Kolonie müsse für sich selber sorgen –, kam dem Vorgehen der Mission besondere Bedeutung zu.

Ausgerechnet in jener Sphäre, die die Mission den Bainingern eher überlassen wollte, griff aber nun die Kolonialverwaltung ein. Charakteristisch für die traditionelle Lebensweise war die Anlage der Häuser. Die Häuser der Baininger besaßen kein eigentliches Fundament, sondern sahen aus wie nach unten verlängerte Dächer, deren Rand direkt auf den Boden trifft. Diese Eigentümlichkeit der Bauweise wurde von Europäern immer wieder kritisiert. Zum einen schien es ein weiteres Argument für die angebliche Primitivität der Baininger, die noch nicht

einmal in der Lage seien, „richtige“ Häuser zu bauen. Zum anderen wurden medizinisch-hygienische Gründe vorgebracht, die Dachhäuser der Baininger seien ungesund, weil der durchziehende Wind die Entstehung von Krankheiten befördere. 1919 erließ die australische Kolonialverwaltung einen Befehl, wonach alle Bainingerhäuser „off the ground“, also über dem Erdboden, gebaut werden müßten. Dies sollte die Dachhäuser unmöglich machen. Seit der Lehre von 1904 hielten sich die Baininger formal an die Befehle der Regierung, um sie faktisch aber dann doch immer wieder zu umgehen. 1925 stellte der zuständige Patrol Officer – „it has been more hurtful than any other order or innovation“ – fest, daß, dem Befehl strikt Folge geleistet, ganze Dörfer nach dieser Richtlinie erbaut worden waren. Allein, die Baininger lebten nicht dort und in diesen „europäischen“ Häusern, sondern abgelegen und verstreut im Busch nach ihrer traditionellen Lebensweise.<sup>16</sup>

Nach äußerer Verfolgung und dem Versuch, ihre Lebensweise zu europäisieren, wurden die Baininger jetzt auch von Krankheiten verfolgt. Es begann mit der weltweiten Influenzapandemie des Ersten Weltkriegs. Sie traf Ende 1918 und Anfang 1919 auch Neuguinea. Die Baininger an der Küste wurden fast ausnahmslos erfaßt. Von nun an traten „Erkältungserscheinungen“ immer wieder auf. Im Gefolge einer zweiten großen Grippewelle Mitte der zwanziger Jahre nahm die Bevölkerung nun „rapide“ ab, vor allem die Kindersterblichkeit war „ganz erschrecklich“.<sup>17</sup> Die Kindersterblichkeit im Bainingergebiet von Lan, St. Paul und Kamanacham lag nach einer Statistik, die am 23. März 1924 in Vunapope erstellt wurde, in den Jahren zwischen 1919 bis 1923 bei über siebenzig Prozent (der Geborenen), die Gesamtmortalität näherte sich einem Viertel der Bevölkerung.<sup>18</sup> Auffällig war, daß das Phänomen gerade die Baininger traf. Die Tolaibebevölkerung nahm dagegen im gleichen Zeitraum deutlich zu.

Nach einer vorübergehenden Abschwächung der Sterblichkeit auf zwischen fünf und sechs Prozent der Bevölkerung schlug 1927 und erneut 1931 die Influenza wieder zu. Brenninkmeyer hatte zurück- und vorausblickend über seine Station Kamanacham geschrieben: „Wenn das so weiter geht, gibt es in zwanzig Jahren keine Baininger mehr. Ich bin der reinste Totengräber.“<sup>19</sup> Sein Nachfolger Dargas trat nicht nur hinsichtlich der Verbotspolitik gegenüber den „dreckigen“ Bainingstänzen – „Man komme etwa nicht mit diplomatischen Schachzügen und sage, die Leute möchten mit Lavalavas tanzen. Von einem versumpften und berauschten Menschen die Beherrschung für die Dauer des Tanzes zu verlangen, grenzt an Verrücktheit“<sup>20</sup> – in die Fußstapfen seines Vorgängers. Auch er mußte sich vor allem als Totengräber betätigen. Die Erinnerung ist geblieben. Bei den Chachet gilt Dargas, ein Pole (der Name ist kaschubischen Ursprungs), dem Mitgefühl für die leidenden Baininger keineswegs abging<sup>21</sup>, auch heute noch als ihr „undertaker“ (Leichenbestatter).

Die Situation war nicht nur im Umkreis von Kamanacham – „die trostloseste Station Baining“<sup>22</sup> – desolat. Die Grippeepidemien trafen gleichermaßen die Baininger in den Buschdörfern. Josef Theil, seit 1926 Pfarrer von Lan, hatte im Mai

1929, als die Grippewelle bis nach Lan vorgedrungen war, immerhin erreicht, daß die Baininger aus Takes von der Steuer befreit wurden. Im Januar 1930 kam auf sein Drängen auch zum erstenmal seit Jahren ein District Officer nach Lan, zeigte aber kaum Interesse an den Bainingern und ihren Dörfern. Sein Hauptaugenmerk galt den Pflanzungen. Ende des Jahres konnte der Missionar einen großen Geburtenüberschuß vermelden. Der zweiten Grippe im Juli 1931 konnte Theil nichts mehr entgegensetzen:

Es herrscht hier augenblicklich sehr stark die Grippe, und ziemlich viel Tote. War die erste Woche im Juli in Takes – alles krank. Tat mein Bestes, um den Leuten zu helfen. Nach Lan zurückgekehrt, war die Krankheit auch schon hier angekommen. [...] Die meisten Leute sind alle aus den Gehöften in den Busch geflüchtet.

Theil bemühte sich nach Kräften, aber sein Versuch, die Kolonialverwaltung zu aktiverem Vorgehen zu bewegen, blieb diesesmal ohne jeden Erfolg.

Der Patrol-officer Johnson sitzt unten am Ufer in der Lassul-Bai und droht ab und zu mit der line<sup>23</sup>, sonst läßt er sich nicht blicken. Jetzt hätte er doch Gelegenheit, den armen Baininger[n] wirklich zu helfen.<sup>24</sup>

Die katastrophalen Meldungen aus den Bainingerdörfern hörten und hörten nicht auf. Waren einmal einige wenige Jahre ohne Epidemien (*sijiska* in Chachet) vorübergegangen, so waren andere Jahre um so schlimmer. Ende 1939 hieß es aus Lan über die Situation in Takes: „Die Leute sterben dahin wie die Fliegen.“<sup>25</sup> Der demographische Niedergang der Baininger schien unaufhaltbar. Ganze Weiler und Dörfer verschwanden in wenigen Jahren, weil die Bevölkerung entweder verstorben war oder die Überlebenden fluchtartig das Weite gesucht hatten. Nach Auszügen des Zensus im Archiv des Erzbistums Rabaul<sup>26</sup> nahm die Bevölkerung der fünf größten Bainingdörfer im Jahrzehnt von 1930 bis 1940 in Takes um 40 %, in Kamanacham und Tambuka jeweils um 38 % und in Lan um 14% ab. In anderen Dörfern wie Randulit (66 %) oder Kalit (43 %) war der Rückgang der Bevölkerung noch extremer. Die Weiler Marit, Ulavit und Vanagal verschwanden vollständig. Insgesamt nahmen die Chachet von 1930 bis 1940 in zwölf Bergdörfern um 30,3 % ab. Die Todesfälle überstiegen die Geburten im Zeitraum von 1928-1939 um 54 %. Das einzige Dorf, in dem die Bevölkerung einigermaßen stabil geblieben war, war St. Paul.

In einem 16seitigen anonymen Memorandum der Mission<sup>27</sup> wurde die Situation in drastischen Worten – Lamerain-Gavit war das „Eldorado der Sterblichkeit“, „im Busch sterben die Leute wie Fliegen“ – dargestellt. Als hauptverantwortlich für die

Entwicklung wurde die Einbeziehung der Baininger in die Plantagenwirtschaft angesehen. Nicht nur würde dort die frühere Abhängigkeit der Baininger von den Tolai, die zumeist als „boss boys“, d.h. Vorarbeiter, gegenüber den Bainingern eingesetzt waren, perpetuiert – „moderne Sklaverei trotz Kiap<sup>28</sup>“ –, sondern die jungen Männer, die auf den Pflanzungen der Europäer arbeiteten, würden in den Dörfern fehlen, um dort die Felder zu bestellen. Ganz verderblich schließlich wäre die Verbringung junger Bainingerfrauen auf die Pflanzungen. Sie hätten zumeist keine Kinder. In den Dörfern blieben nur die Alten. Die Regierung ließe die Mission allein, ja arbeite mit der Unterstützung der Großpflanzungen direkt gegen sie:

Es ist meine feste Überzeugung, hätte die Regierung die Baininger beschützt, wie es ihre heilige Pflicht ist, wofür nimmt sie Steuer ein, dann wäre heute Baining ein zunehmendes Volk. [...] Wären die Pflanzungen nicht, oder beschützte die Regierung die Baininger, dann könnte man ein blühendes Gehöft bilden, so sind sie für Zeit und Ewigkeit verloren.“<sup>29</sup>

Vom Bischof forderte der Verfasser – Josef Theil – : „Absoluten Schutz für meine Baininger. Daß es verboten wäre, die Bainingerfrauen auf die Pflanzungen zu nehmen. Steuerfreiheit.“<sup>30</sup>

Theil beobachtete auch eine Art depressiven Status unter den Bainingern. Er vermutete tieferliegende psychologische Gründe. Es war, als läge seit 1904 ein Fluch auf ihnen – und genau das war die Sichtweise vieler Chachet bis in die unmittelbare Gegenwart. Daß diese Interpretation von Europäern nicht geteilt, sondern als „Aberglaube“ verurteilt, als „Hirngespinnst“ ins Reich der Fabel verwiesen wurde, ändert nichts an der Einstellung vieler Baininger. Kollegen von Theil, an ihrer Spitze Dargas, später auch Laufer<sup>31</sup>, machten dagegen die Baininger selbst für ihren demographischen Niedergang mitverantwortlich. Es seien ihre Traditionen, die dem Fortschritt im Wege stünden. Die große Anzahl von Toten hätte ihr Festhalten am Hergebrachten eher noch verstärkt.<sup>32</sup>

Als Hauptgrund für ihre Anfälligkeit Krankheiten gegenüber galt jetzt ihre verstreute Siedlungsweise. Obwohl der zuständige australische Patrol Officer für Baining sich in einem ausführlichen, kenntnisreichen und sensitiven Memorandum vom 1. Juli 1925 an seinen vorgesetzten District Officer in Rabaul mit guten Gründen gegen eine zwangsweise Zusammenführung der isoliert lebenden Bevölkerung ausgesprochen hatte – „success has rarely attended the oft repeated attempts to save a wild race by taking them from their own proper territory. ... If the effort were to fail in its object, the result to the race would be disastrous, the failure irretreviable“<sup>33</sup> –, wurden die Baininger Kamanachams im Januar 1940 zwangsweise nach St. Paul gebracht. Es war eine jener Maßnahmen, die für die koloniale Politik der unterschiedlichsten Kolonialmächte zu allen Zeiten typisch gewesen ist: stand dahinter wohlmöglich eine gute Absicht, so entwickelte sie sich in Folge und Ausführung zur Katastrophe. „Das Gute – dieser Satz steht fest – ist stets das Böse,

was man läßt“. Dieser Satz von Wilhelm Busch („Die fromme Helene“) könnte als Überschrift zu vielen gutgemeinten, aber völlig verfehlten Entscheidungen kolonialer Politik stehen.

Die Baininger in Kamanacham rannten „aus Angst vor Kiap“ und weil sie „sich vor der Regierung fürchten“, in den Busch, berichtete der neue Pfarrer, der Vorarlberger Alfred Hagen, um trocken hinzusetzen: „würde auch ausrücken.“<sup>34</sup> Seine Proteste gegen die Zwangsumsiedlung – „so ist das Volk zum Tod verurteilt [...] Kamanachamer sind also erledigt. Habe bereits den Friedhof beträchtlich [sic!] erweitern lassen, um dem Stand der Dinge Rechnung zu tragen“<sup>35</sup> – verhallen ungehört. In Europa war bereits Krieg und die australische Kolonialregierung war jetzt noch weniger bereit als zuvor, einem deutschen Pfarrer, der gegen ihre Maßnahmen protestierte, Gehör zu schenken. Als der Krieg schließlich auch im Pazifik ausbrach, ging die Tragödie der Baininger weiter. Die Küstenbaininger wurden vom japanischen Militär als Träger zwangsverpflichtet. Sie mußten 200-Liter-Fässer in die Berge hochschleppen, wo die Japaner bei der Bainingersiedlung Komki ihre versteckten Aussichtspositionen und eine Wachstation besaßen. Um den amerikanischen Bomben und der japanischen Zwangsarbeit zu entgehen, versteckten sich die Inlandbaininger in Höhlen und konnten deswegen ihre Gärten/Felder nicht mehr bestellen, so daß Hungersnot zu einem großen Problem wurde.

Eine unbekannte Zahl von Bainingern wurde von den Japanern hingerichtet. Einige wurden ganz in der Nähe von St. Paul gehängt. Es war, als würde sich 1904 – als die deutsche Kolonialverwaltung einige der Verantwortlichen für das „Massaker“ von St. Paul direkt unterhalb der Missionsstation exekutieren ließ – wiederholen. 200 Baininger sollen von Japanern mit Maschinengewehren erschossen worden sein. Die Bevölkerung des ganzen Dorfes Kaviringgia wurde umgebracht.<sup>36</sup> Wie andere Kolonialherren vor und nach ihnen stützten sich auch die Japaner bei ihrem Vorgehen gegen die Baininger besonders auf die Tolai. Die aus den Pflanzungen entnommenen Tolai- und Sepik-Vorarbeiter übten jetzt als „Antreiber“ für das japanische Militär ein Schreckensregiment aus, vergewaltigten und töteten Bainingerfrauen (und -männer). Die Schreckensherrschaft dauerte auch noch in der Zeit unmittelbar nach Ende des Krieges fort.

Das Schicksal der Baininger galt nach dem Kriege als besiegelt. Ihre Situation wurde als hoffnungslos angesehen. Karl Hesse zitiert im vorliegenden Band die Ansicht Carl Laufers, der vom Aussterben der Baininger überzeugt war. Dieser sprach noch 1964 davon, die Baininger seien „ein sterbendes Volk“. Es sei „unzweideutig, daß die Lebenskraft des Baining-Volkes am Abklingen ist“.<sup>37</sup> Ähnlich dachte die Kolonialverwaltung. Harry West<sup>38</sup>, der Vorgänger des später ermordeten Jack Emanuel als District Commissioner von Rabaul, der höchste Vertreter der australischen Kolonialadministration in der Provinz, meinte sogar noch in den ausgehenden 60er Jahren gegenüber Hesse:

We are not prepared to spend our manpower and our money on the Baining people, since there is not much hope for them to survive.<sup>39</sup>

Von der nach dem Kriege wiedereröffneten Station Vunamarita<sup>40</sup> kümmerte sich die Mission weiter um die Baininger, die überlebt hatten. St. Paul wurde nicht mehr als eigene Pfarrei wiederbesetzt, sondern nur noch als Nebenstation von Vunamarita aus geführt. Aber es wuchs die Bereitschaft, weiter in die Berge vorzudringen. Über Lan waren schon vor dem Kriege Kontakte bis Komki hergestellt worden. Im November 1939 war offensichtlich als erster Pater Berger von der Uferstation Baia noch weiter zu den Bergdörfern der Baininger gekommen und hatte Kontakt hergestellt. Der Krieg hatte diese ersten Verbindungen nicht nur unter-, sondern praktisch abgebrochen.

Eben deshalb planten der Pfarrer von Vunamarita, Josef Theil, mit Alfred Hagen seit längerem eine Inspektionstour in die Baininger Berge. Hagen hatte nach der Schließung von Kamanacham als Pfarrer in Lan gewirkt und war im Juli 1941 noch da. Von den Japanern im Kriege interniert, nahm er seine Arbeit trotz einer Schußverletzung im Fuß noch 1945 wieder auf. Hagen besaß nicht nur Erfahrung im Umgang mit den Bainingern – sein im November 1941 im Zusammenhang mit einer Fragebogenaktion des Bischofs „Zur Psychologie der Eingeborenen“ entstandenes bislang unveröffentlichtes Manuskript zu den Laner Bainingern wird in diesem Band zum erstenmal in seinen wichtigsten Teilen zugänglich gemacht –, sondern er galt auch als Draufgänger und relativ furchtlos – auch im Angesicht der Obrigkeit. So legte er sich nicht nur mit der Kolonialverwaltung, sondern auch mit seinem vorgesetzten Bischof an. Als ihm Neuguinea zu „ruhig“ wurde, ging er in den Kongo, bewahrte aber bis zu seinem Tode eine emotionale Verbundenheit zu den Bainingern. Von seinen Mitbrüdern wurde er halb kritisch, halb respektvoll, der „wilde“ Hagen genannt.<sup>41</sup>

Ohne Genehmigung der Kolonialregierung brachen Hagen und Theil am 26. Juni 1951 zu den Bergbainingern auf. Über diese Expedition, die den Kontakt mit den Bergbainingern in und um Raunsepna eröffnen sollte, liegt sowohl ein Bericht Theils wie ein Bericht Hagens vor.<sup>42</sup> Von Vunalama ginge es über Kamanacham auf gefährlichen alten Buschpfaden zunächst nach Lameip. Von dort waren die früher vorhanden gewesenen Serpentinafen durch Erdbeben während des Krieges und danach zerstört und nicht mehr wiederhergestellt worden, die Route eigentlich kaum noch begehbar. Nach sechs Stunden beschwerlichen Weges erreichte man am 28. Juni Komki. Die Missionare wurden von der Bevölkerung freundlich empfangen. Komki hatte in den letzten zehn Jahren die Hälfte seiner Bevölkerung verloren, obwohl es mittlerweile Zuzug aus Lamerain erhalten hatte, das als Dorf nicht mehr existierte. In Komki lebten noch 157 Baininger, 107 davon wurden als Katholiken notiert. Das katholische Leben schien erstaunlicherweise erhalten geblieben zu sein und auch ein Katechist war seit kurzem wieder dort aktiv. Hagen vermerkte:

There is a makeshift catechist with a miserable church. Prayers & singing is good for people who had no Father nor catech[ist] for 9 years. Catechist is well looked after.<sup>43</sup>

Weniger erfreut mußte er feststellen, daß der Hauptrepräsentant der katholischen Baininger im Ort, ein *Luluat*<sup>44</sup>, mit drei Frauen verheiratet war. Überall in den Baininger Bergen verzeichneten die beiden Priester Fälle von Polygamie. In Komki waren es zwei, in Raunsepna zwölf und in Vuilaigpemki<sup>45</sup> 16. Weiter ging es durch zwei Dörfer, in dem die Wesleyaner bereits aktiv waren. Das größere Yalam mit 268 Einwohnern besaß eine Schule mit 30 Kindern – „well built with protestant neatness. [...] These people are lost to us without some miracle.“<sup>46</sup>

Am Freitag, den 30. Juni 1951, trafen die Missionare in Raunsepna ein. Ein Dorf – „clean and well kept [...] population healthy; plenty children“ – mit 16 Häusern und einer Bevölkerung von etwa 120 Bainingern. 300 weitere lebten in der unmittelbaren Umgebung. In einer von Theil mitgeführten Abschrift des *Village Registers* (Dorfverzeichnis) des australischen Patrol Officers waren 403 Namen verzeichnet. Hagen überprüfte jeden einzelnen. Man traf mehr als 50 Personen, die nicht angegeben waren und sich beim letzten Besuch des Kiap im Busch versteckt hatten. Im Buch des Kiaps hieß das Dorf „Rounsemna“. Theil selbst schrieb „Rounsepna“, vermerkte aber, es müsse korrekterweise „Puchumbem“ heißen.<sup>47</sup> Der Name bzw. die Schreibweise „Raunsepna“, der geblieben ist, stammt keineswegs zufälligerweise von einem Deutsch Sprechenden: Hagen. Enttäuscht, weil „the big men declined to have a catechist“,<sup>48</sup> zog man weiter nach Galivit, wiederum ein Methodistendorf, und erreichte schließlich nach acht Stunden sehr steilen und steinigen Weges und der Überquerung des Toriuflusses Vuiläigpemki. Es wurden 267 Leute gezählt. Das eigentliche Dorf besaß nur zwölf Häuser und 120 Personen, Theil schätzte aber die Bevölkerung in der unmittelbaren Umgebung auf zwischen 300 und 500. Die Baininger dort waren gesund, besaßen viele Kinder, aber machten einen schlechteren Eindruck als jene in Raunsepna. Hagen notierte: „most primitive people. Pidgin unknown.“

In Vuiläigpemki wurden die beiden Missionare sehr freundlich empfangen und mit Lebensmitteln beschenkt. Die Baininger verlangten im Gegensatz zu jenen in Raunsepna nach einem Katechisten und baten um Hilfe gegen die Arbeiter der Pflanzung Pondo, die sich mehrfach an den Frauen der Baininger vergangen hatten. Zur Zeit wurden drei Vergewaltigungen von der Kolonialregierung strafrechtlich verfolgt. Über extrem steiles Gelände ging es schließlich zurück nach Pondo, das nach sechs Stunden erreicht wurde und zur Küste. Nicht besucht wurde Ramsakka mit 150 Einwohnern, das angeblich schon ein Haus für den erwarteten Katechisten gebaut hatte und das eine Tagesreise von Vuiläigpemki entfernte Sakpreichi, das Hagen schon vor dem Kriege 1939 besucht hatte.

Das Hauptergebnis der Expedition war der erste Besuch des Bainingerdorfes Raunsepna. Aber während die Christianisierung Vuiläigpemkis und Ramsakkas in Angriff genommen werden konnte – Theil ernannte die ersten Katechisten –, blieb das Resultat für Raunsepna – nach Theil „the ideal place for a second Station in Baining“ – aus der Sicht der Missionare unbefriedigend. Weder Theil noch Hagen geben in ihren Berichten an den Bischof nähere Gründe für die ablehnende Haltung der Raunsepna-Baininger an. Karl Hesse erfuhr eine Generation später auf seine Nachfrage, man habe damals gesagt: „Where the missionaries are, there the people have to work as slaves, the people are forbidden to perform their dances and the people are dying fast.“<sup>49</sup>

Wie zuverlässig kann eine solche Aussage sein? Daß Theil und Hagen keine Begründung angeben, könnte darauf schließen, daß die Antwort, die sie in Raunsepna erhielten, in der Tat eine negative Einschätzung der Mission deutlich machte. Auf der anderen Seite handelte es sich um private und vertrauliche Mitteilungen an den Bischof, dem man die ungeschminkte Wahrheit durchaus hätte angeben können. Aus *europäischer* Sicht klingen die Hesse später angegebenen Gründe durchaus logisch: die erste Erfahrung mit Europäern hatten die Baininger über die Mission gemacht. Über die Mission entwickelte sich der Kontakt zur europäischen Kolonialgesellschaft fast zwangsläufig. Es folgte die Einbeziehung der Baininger in die Plantagenwirtschaft durch europäische Handelsgesellschaften mit festen Bindungen und Arbeitsverpflichtungen von drei Jahren und eine Fülle von zuvor unbekanntem Krankheiten, denen die in isolierten Bergregionen lebenden Baininger noch schutzloser ausgesetzt waren als die Küstenbevölkerung der Tolai. Daß gerade die Mission – und der in Raunsepna anwesende Theil – heftig gegen die Einbeziehung der Baininger in die europäische Großplantagenwirtschaft polemisierte und alles in ihrer Macht stehende getan hatten, um gegen die entsetzlichen Folgen der verschiedenen Krankheiten und Seuchen anzukämpfen, mag den Bainingern in Raunsepna bekannt oder nicht bekannt gewesen sein. In der Sache macht es in Neuguinea keinen Unterschied: hier zählt das Ergebnis, nicht die Intention. In der Tat ist die Aussage Jesu, daß man sie an ihren Früchten erkennen wird, kaum irgendwo besser aufgehoben als bei den Kulturen Neuguineas.

Das aber mag der Grund gewesen sein, warum der ältere Theil meinte, die Mission sei drei Jahre zu spät nach Raunsepna gekommen<sup>50</sup> und der viel jüngere Hagen die negative Antwort der Baininger nur als für den Augenblick gegeben ansah<sup>51</sup>. Theil bedauerte aus seiner Sicht, daß die Mission in der chaotischen Zeit unmittelbar nach Ende des Krieges nicht vor Ort gewesen war, um in Raunsepna den humanitären Auftrag durch christliche Nächstenliebe tagtäglich zu demonstrieren und damit unter Beweis zu stellen, daß die indigenen Ansichten über die Kirche unzutreffend waren. Jetzt schien dieser Beweis nicht mehr möglich, denn der Bevölkerung, auf die sie getroffen waren, ging es gut, sie kam problemlos ohne fremde Hilfe aus. Außer den bekannten und weit verbreiteten Hautkrankheiten, die den Betroffenen im Regelfall wenig beeinträchtigten, waren die Baininger in

Raunsepna gesund. Der jüngere Hagen behielt seine Hoffnungen. Für Hagen mag die Kritik am tanzfeindlichen Verhalten der Mission die entscheidende gewesen sein. Denn hier, beim Verbot der Tänze, traf der Vorwurf der Raunsepnaleute die Kirche an einem wunden Punkt. Es war die Mission, nicht die Kolonialverwaltung und nicht die Plantagenfirmen, die diese Tänze untersagt hatte. Daß man damit den Kern des ideellen Lebens der Baininger getroffen hatte, war vielen Priestern seit langem klar. Und das galt ganz besonders für Theil. „Wenn wir nicht tanzen, werden wir krank“, hatten ihm die Chachet von Lan schon 1938 in aller Deutlichkeit gesagt.<sup>52</sup> Dennoch hatte Theil nach Dargas auch in Lan, wo sich die Tänze länger erhalten hatten als in Kamanacham, dafür gesorgt, daß ihre Aufführung unmöglich gemacht wurde.<sup>53</sup>

Der von Dargas gefundene „Kompromiß“, den Bainingern die Tänze der Tolai beizubringen<sup>54</sup>, war mehr als faul. Waren es doch ausgerechnet die Tänze jener Leute, die auf die Baininger herabsahen. Eine Adaption der Tolaitänze schien – in den Augen der Baininger wie der Tolai – nur als ein neuer Beweis dafür zu stehen, daß die Baininger selbst nicht in der Lage waren, etwas Vorzeigbares hervorzubringen. Wann Hagen verstanden hat, daß die Tänze der Baininger den Schlüssel zu ihrer Seele bilden, ist unklar. Daß er dies jedoch erkannte, scheint sicher.

Unter Berufung auf die Hilfe der Baininger Märtyrer drängte Hagen auf weitere Schritte. Der Erfolg sei auch so nicht gewiß und die Wesleyaner könnten den Katholiken zuvorkommen. Immer wieder kam Hagen von seiner Küstenstation Vunamarita nach Raunsepna, um herauszufinden, ob sich die Stimmung dort geändert habe. Außer zwei fremden Katholiken – aus Komki stammten Stefan Saulmet und Francis Murumkiachatmam – gab es in Raunsepna keine Christen. Nach der heute im Erzbistum verbreiteten Darstellung war Hagen insgesamt dreimal dort und wurde postwendend immer wieder zurückgeschickt, bevor es ihm schließlich beim vierten Mal<sup>55</sup> am 15. Mai 1955 gelang bzw. erlaubt wurde, in Raunsepna „offiziell“ eine katholische Missionsstation zu eröffnen.

Es war aber nicht nur ein Sieg der Hagenschen Beharrlichkeit und einer auffälligen charakterlichen Affinität zu den Bainingern.<sup>56</sup> Die Weichen wurden langfristig gestellt. Und womöglich war Hagen auch viel häufiger in Raunsepna, als man heute zu berichten weiß. In Erinnerung geblieben sind wahrscheinlich nur seine längeren Aufenthalte vor Ort. Wie dem auch immer gewesen sein mag, „Leute im Inneren von Baining“ baten im Oktober 1951 um einen Katecheten.<sup>57</sup> Ohne genauere Ortsangabe ist es schwierig zu sagen, wer oder was damit gemeint war oder ob es sich eher um Wunschenken handelte. Ausschlaggebend für Hagens Erfolg war am Ende neben seiner Geduld und Willensstärke die schon erwähnte Erkenntnis, daß die Baininger nur über ihre Tänze zu gewinnen waren. Und als entscheidend sollte sich dabei ausgerechnet der 50. Jahrestag der Tötung der Baininger Christen erweisen.

Zur Vorbereitung der Feier ließ sich Hagen vom Bischof eine erneute Reise von Vunamarita über St. Paul, Lan, Komki nach Raunsepna genehmigen. Dabei wollte er die Baininger aus dem Bergurwald, insbesondere auch aus Raunsepna – wo er sich zwei Wochen lang aufhielt –, dazu gewinnen, am 13. August 1954 nach St. Paul zu kommen, um dort ihre Tänze aufzuführen:

I have invited the Bainings from the pagan bush for dances to show what the Bainings were like, when Fr Mateo was killed. Sure those dances are shocking for pious eyes, but so is paganism. This invitation of the pagans is part of my propaganda work in the bush. I have seen some of their dances on my last trip.<sup>58</sup>

Hagen hatte also offensichtlich bei seinem letzten – nicht genau datierbaren – Besuch in Raunsepna einige Bainingertänze persönlich erlebt. Allein dies deutet darauf hin, daß Hagen bereits lange vor Mai 1955 ein Vertrauensverhältnis zu den Bergbainingern aufgebaut hatte – ansonsten wäre ihm bereits das Zuschauen nicht gestattet worden. Faktisch kämpfte er an zwei Fronten. Zum einen mußte er seine eigenen Leute davon überzeugen, daß die Bainingertänze wirklich aufgeführt werden durften. Zum anderen mußte er, um die Baininger wirklich gewinnen zu können, konkret unter Beweis stellen, daß auch die Kirche ihre Tänze akzeptieren würde. Die Wahl ausgerechnet des 13. August als Jahrestag der Baininger Märtyrer für ein solches Unternehmen war deshalb einerseits besonders heikel, andererseits konnte dies zum besonderen „Clou“ geraten, wenn hierdurch die Mission und die nichtchristlichen Baininger aus den Bergen zusammengeführt werden konnten. Für Hagen war die kirchliche Genehmigung der Tänze – und damit der Beweis gegenüber den Raunsepnaleuten, daß ihre negativen Urteile über die katholische Mission nicht oder jedenfalls nicht mehr zutrafen – ein Teil, wie er deutlich hervorhob, seiner „Propaganda“, seines Werbens um die Chachet.

Nach diesem Schritt war die Erlaubnis, sich in Raunsepna niederlassen zu dürfen, in der Tat nur eine Frage der Zeit. Im Juli 1955, nur zwei Monate nach der offiziellen Gründung der Station, waren in Raunsepna bereits eine erste Kirche und eine Krankenstation mit einem schwarzen Heilgehilfen vorhanden. Neue Kirchengebäude standen jetzt auch in anderen Dörfern der Bergbaininger, in Vuiläigpemki, Sakpreichi und Komki. Schwierigkeiten gab es von ganz anderer Seite. In Alachesem, einem weiteren – methodistischen – Dorf der Bergbaininger, war zur gleichen Zeit ein großer Teil der Bevölkerung Anhänger eines Cargokults.<sup>59</sup> Ein Bainingermann, der sich gegen sie stellte, wurde getötet und der methodistische Pastor verletzt. Den Wesleyanern wurde die Kirche niedergebrannt. Angeblich sollten auch der europäische Heilgehilfe, sämtliche Lehrer, *bikmen* und Tultul – denen u.a. die Verbreitung der Tolaisprache zum Vorwurf gemacht wurde –

umgebracht werden. Im Gefecht mit einer Patrouille der Kolonialverwaltung wurden mindestens fünf Anhänger des Cargokultes – „manmeri wantaim“<sup>60</sup> erschossen.

Das ganze Volk, Männer, Frauen, Kinder, Greise war in einer Art myt[h]ischem Trance und bewaffnet mit Äxten, Schlagkeulen, Speeren, Sariips<sup>61</sup>, Kratzmesser etc. Ihre ganze Haltung war bestimmt durch ihr absolutes Vertrauen auf ihre Geister. Die Beamten u. Polizisten schossen zuerst in die Luft u. über die Köpfe hinweg, was die Angreifer nur noch mehr in ihrem Glauben an die Hilfe der Geister bestärkte.<sup>62</sup>

Hagen stand nach eigenen Aussagen als einziger Europäer nicht auf der „Todesliste“. Mit solchen Behauptungen – wie überhaupt zur Existenz einer solchen „Liste“ – sollte man nicht nur als Wissenschaftler vorsichtig umgehen. Auf der anderen Seite wurde Ende des Jahres deutlich, daß es dem Dickkopf aus Vorarlberg tatsächlich gelungen war, zu den Bergbainigern gute Beziehungen aufzubauen. In Raunsepna bereitete er unter Leitung und maßgeblicher Unterstützung des australischen Patrol Officers Orken<sup>63</sup> den Bau einer Schule vor. Im altem Wesleydorf Galivit, wo Hagen im Jahr zuvor mehrfach seine medizinischen Grundkenntnisse zum Wohl der Baininger eingesetzt hatte, entschied sich die Bevölkerung geschlossen für den Übertritt zum Katholizismus. Vom wesleyanischen Hauptlehrer, einem Tolai, versammelt, saßen sich dort fünf katholische Katechisten und fünf methodistische Lehrer gegenüber. Nach Aufforderung des *head teacher's* (Oberlehrer, Rektor) sollten die Leute zwischen Lehrern oder Katechisten wählen. Nachdem der *Tultul*<sup>64</sup> zu den Katholiken übergegangen war, folgten ihm alle 150 Bewohner. Die wesleyanischen Lehrer verließen daraufhin das Dorf.<sup>65</sup>

Das Verhältnis zur australische Kolonialverwaltung war nicht immer so gut wie unter Orken. Patrol Officer Hayes<sup>66</sup> wollte die alte Politik aus der Zeit vor dem Krieg – zwangsweise Verbringung der Baininger aus ihren verstreuten Gehöften im Busch in die Dörfer – auch in den Bergen durchsetzen und 150 Baininger aus dem Busch nach Vuiläigpemki bringen. Am Ausbau der Infrastruktur dagegen hatte die Verwaltung kein Interesse. Der Bischof sollte in Rabaul vorstellig werden, um Druck auszuüben, daß eine Straße nach Raunsepna gebaut werden würde. Ohne stetiges Insistieren ginge bei der Kolonialverwaltung gar nichts und: „Was ich persönlich sage, nützt nichts.“<sup>67</sup> Ähnliche Erfahrungen mußte später auch Karl Hesse machen. Wie wir den Aufzeichnungen Hesses entnehmen können, stellte sich die Administration, die den Aufwand für die Baininger nicht für gerechtfertigt hielt, bis zuletzt stur. Der Straßenbau von Raunsepna nach Malasait begann 1973. Ausschlaggebend war die Eigeninitiative Hesses und die vereinte Mitarbeit der Baininger an diesem Projekt. Es war ein ökumenisches Unternehmen, an dem sich sowohl Katholiken wie Methodisten beteiligten und kontinuierlich etwa 80 Leute

beschäftigt waren. Erst nach der Unabhängigkeit wurde die Unterstützung von staatlicher Seite größer. 1980 war die Straße so weit, daß das erste Auto bis nach Raunsepna durchkam.

Hagen mußte noch die Erfahrung machen, daß der Kontakt auch für die Baininger in den Bergen eine Zunahme der Erkrankungen zur Folge hatte. Das betraf zum einen die Menschen, vor allem die Kinder<sup>68</sup>, zum anderen waren auch die Feldfrüchte betroffen, denn die Tarokrankheit war in die Bainingerberge eingezogen. Beides waren vorübergehende Erscheinungen. Die Tragödie der Küstenbaininger sollte sich nicht wiederholen. Im Februar 1958 saßen in der Schule Raunsepnas 140 Kinder, die Bergpfarre hatte über 1300 Leute. Trotz der Kinderkrankheiten war Hagen überzeugt:

Von hier aus kann der Stamm gerettet werden. In zwei Jahren kannst Du einen friedfertigen Mann mit jungen Beinen hierhersetzen und Baining wird be happy ever after.<sup>69</sup>

Der junge Mann war Bernhard Lahn. Er kam im Juni 1959 zunächst als Hagens Assistent nach Raunsepna und übernahm die Pfarrei am 21. September 1959. Lahn war der erste, der kontinuierlich in Raunsepna mit und unter den Bergbainigern lebte.<sup>70</sup> Zuerst kamen die Kinder, dann die Frauen und erst am Ende folgten die Männer. Vom Grinsen seiner Zuhörer, als er versuchte, die Sprache zu erlernen, ließ er sich nicht beeindrucken.<sup>71</sup> Bereits vor Einführung der Landessprache in die Liturgie in der Nachfolge des

Zweiten Vatikanischen Konzils konnte ein Teil der Messe in der Bainingssprache abgehalten werden. Hagen hatte damit begonnen, die grundlegenden Gebete zu übersetzen. Dabei stützte er sich auf ein altes Gebetbuch von Puktas, das noch P. Rascher zur deutschen Kolonialzeit angefangen hatte. Allerdings unterschied sich der in Puktas gesprochene Bainingdialekt deutlich von dem der Chachet in Raunsepna. Lahn hielt die Messe zunächst in Tok Pisin, später in Tok Pisin und Baining. Als besonders schwierig erwies sich die Übersetzung einiger wichtiger neutestamentlicher Parabeln. Weil Schafe den Bainingern unbekannt waren, wurde Schaf als „Schwein“ übersetzt.<sup>72</sup>

In die Zeit von Lahns Tätigkeit fällt die Tötung von mehreren Pflanzungsarbeitern aus dem Hochland der Hauptinsel Neuguinea. 1961 tötete eine Gruppe von Bainingern aus Alachese und Galivit elf Pflanzungsarbeiter aus Chimbu. Ein weiterer konnte entkommen und informierte die Polizei. Obwohl der Tatbestand offen vorlag und auch nicht bestritten wurde, wurden die verantwortlichen Männer nur wegen schwerer Körperverletzung, nicht wegen Totschlags oder gar Mordes verurteilt. Sie erhielten eine eineinhalbjährige Haftstrafe, die sie im Gefängnis von Keravat absitzen mußten. Nach Aussagen Pater Lahns, den der Herausgeber hierzu in Hilstrup befragen konnte, wäre die Kolonialverwaltung darum bemüht gewesen, die Angelegenheit nach Möglichkeit herunterzuspielen, um die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit nicht auf die australische Kolonie zu lenken. Offiziell ein Mandat der Vereinten Nationen, mußte

Australien über seine Administration jährlich Rechenschaft ablegen. Ob bei der Mordsache der Diebstahl der Waren der Chimbu-Pflanzungsarbeiter ausschlaggebend war oder Vergeltung an diesen, weil sie sich Bainingerfrauen genähert hatten, wie dem Herausgeber gegenüber bei einer Befragung in Raunsepna versichert wurde, läßt sich gegenwärtig nicht entscheiden.<sup>73</sup>

Während Lahn sich bemühte, die einheimische Sprache zu lernen, fanden in Raunsepna tiefgreifende Änderungen statt. Zwar blieben die Christen eine kleine Minderheit – am Ende seines Wirkens waren noch über drei Viertel der Bevölkerung ungetauft –, aber die westlich-europäisch-globalisierte Welt drang mit Macht in die abgeschiedenen Berge der Baininger ein. Der erste Katholik Raunsepnas, Saulmet, ein ehemaliger Pflanzungsarbeiter, sorgte als respektierter und gefürchteter *bikman*<sup>74</sup> dafür, daß seine fünf Frauen als erste in *Laplaps* (Hüfttücher) gekleidet waren. Die so vorgelebte Mode setzte sich schnell durch. Ende der sechziger Jahre trugen in Raunsepna nur noch die alten Frauen die traditionellen Grasschürzen, die sich ansonsten lediglich in den abgelegenen Weilern und Buschdörfern nach wie vor behaupteten. Dabei scheint diese Entwicklung eine völlig autonome Entscheidung gewesen zu sein. Eine Vorschrift der katholischen Mission über das Tragen von Kleidern existierte und existiert nicht. Überhaupt versuchte die Kirche, integrativ vorzugehen und bestehende Traditionen zu achten. Vor jeder christlichen Eheschließung befragte Lahn die Brautleute, ob die Eltern der Verbindung zustimmten (traditionell suchten die Baininger Eltern die Ehepartner ihrer Kinder aus). Noch schneller als der *Laplaps* unter den Frauen fand die kurze Hose bei den Männern Gefallen. Vor allem aber änderte sich die Sprache. Tok Pisin wurde von einer kaum verstandenen und noch weniger gesprochenen Fremdsprache mehr und mehr zur Gebrauchs-, ja Umgangssprache unter der Jugend.

Im Januar 1967 übernahm Karl Hesse – von den Chachet Agermam (Papa) genannt – die Pfarrei Raunsepna von Lahn. Es war eine Zeit steigender Spannungen zwischen australischer Kolonialverwaltung und der indigenen, insbesondere den politisch interessierten Teilen der Bevölkerung. Insbesondere die Auseinandersetzungen um die europäisch-koloniale Aneignung von Land spitzten sich zu. Der von Hesse vorangetriebene Anbau von Kakaopflanzungen der Baininger beim Dorf Ragulit wurde 1969 von der Kolonialverwaltung mit der Begründung gestoppt, das Land wäre den Bainingern von der Regierung abgekauft worden. Belege lagen nicht vor. Erst 1972 gab man von offizieller Seite zu, daß nur Holzabbaurechte, nie aber das ganze Land erworben worden waren. Zu einer Wiedergutmachung fand man sich jedoch nicht bereit, obwohl die Baininger drei Jahre vergeblich in den Kakao-Pflanzungen gearbeitet hatten.

Im September 1969 eskalierte die Lage in Rabaul. Zum einen gab es gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen den Tolai und zugewanderten Leuten aus dem Sepikgebiet. Dabei hatte es mehrere Tote gegeben und der Polizeichef war angegriffen und sein Auto verbrannt worden. Dann besetzten Mitglieder der sogenannten Mataungan-Bewegung der Tolai Gebäude in Rabaul. Der District

Commissioner Jack Emanuel forderte zusätzliche Polizei an, die nach Rabaul eingeflogen werden mußte. Zusätzlich wurde eine militärische Sondereinheit, die sogenannten „Volunteer Rifles“, die sich im stärkeren Maß als die Polizei aus Europäern rekrutierte, eingesetzt. Den Höhepunkt der zunehmenden Konflikte zwischen einheimischer Bevölkerung und Kolonialmacht bildete die Ermordung des australischen District Commissioners Jack Emanuel<sup>75</sup> am 19. August 1971 auf der Pflanzung Rasimen bei Kabaira. Obwohl sehr schnell klar wurde, daß die Tat von Tolai begangen worden war, traute man den Bainingern auch damals, wie die Aufzeichnungen Hesses belegen, nicht über den Weg. Zu tief saß auch bei den Australiern die kollektive Erinnerung an die Ereignisse von 1904. War es nicht möglich, daß die Tolai mit den Bainingern gemeinsame Sache gemacht hatten?

Anfang der 70er Jahre entschieden sich die Baininger aus Vuiläigpemki und Lamaibem, ihre Bergweiler zu verlassen und an die Küste zu ziehen, wo sie kleine Pflanzungen anlegten. Zur Erziehung der Kinder wurde eine katholische Grundschule in Oalmetki/Pondo errichtet. Hesse übernahm 1974 auch die Pfarrei Vunamarita. Dazu gehörte St. Paul. Mit Hilfe von Bainingern aus Raunsepna und der St. Paul benachbarten Dörfer Puktas und Lan wurde 1975 die ziemlich verfallene Station St. Paul wieder aufgebaut. 1977 und 1978 wurden die Gebäude, die heute noch stehen, eingeweiht. Unterhalb von St. Paul wurde ein Ausbildungszentrum für Priester des Bistums aufgebaut. Die ersten Priesterkandidaten zogen 1993 in das „Lannuzel Formation Centre“ ein. 1975 wurde in Raunsepna das neue Gesundheitszentrum, erbaut hauptsächlich mit deutschen Spendengeldern von Misereor, eröffnet. Nach 14 Jahren – niemand war als Pfarrer bisher so lange unter den Chachet in Raunsepna tätig wie Karl Hesse – verließ Hesse im November 1980 die Pfarrei Raunsepna (und Vunamarita), um seine neue Stelle als Bischof von Kavieng (Käwieng) anzutreten. Einer seiner Nachfolger in Raunsepna war ein Südbaininger aus Marunga von der Maligruppe, der erste und bislang einzige Baininger, der Priester wurde.<sup>76</sup>

Heute spricht kein Mensch mehr vom Aussterben der Baininger. Die Kirchen sind voll, und zwei Drittel der Gottesdienstbesucher sind Kinder und Jugendliche. In Nordbaining mit dem Zentrum Raunsepna lebt eine rapide wachsende Bevölkerung von 4000 Menschen. Es gibt mehrere Schulen und das erwähnte Gesundheitszentrum. Südbaining mit dem Mittelpunkt Marunga besitzt bei einer Bevölkerung von 3000 Personen ebenfalls ein Gesundheitszentrum und vier Grundschulen, ein Beleg für den Kinderreichtum der Baininger. Die Tänze der Chachet finden auch an kirchlichen Festtagen ungehindert statt. Teilweise sind sie sogar erfolgreich in die Meßliturgie integriert worden. Widerstand dagegen kam auffälligerweise allein aus einheimischen Priesterkreisen.<sup>77</sup>

Einige wenige Bemerkungen zur Edition: der Herausgeber hat das Material, das ihm von Karl Hesse ohne Auflagen zur Verfügung gestellt wurde, ohne Eingriffe im ursprünglichen Text vorzunehmen, ediert, da er der Meinung ist, daß die Texte für sich sprechen. Sprachliche Eigenheiten, die das Deutsche im englischen Umfeld

aufgenommen hat, etwa die Wahl von „Garten“ als Bezeichnung für durch einheimische Bauern genutzte Anbaugelände, die im Deutschen eher mit „Feld“ und „Acker“ übersetzt werden müßten, weil sie der Vorstellung von „Garten“ eben gerade nicht entsprechen (allenfalls dem Nutzgarten, dessen Fläche aber in der Regel dem sehr viel größeren „garden“ in der Südsee eben nicht entspricht), oder direkte Übernahmen aus dem Englischen wie „tin“ für „Dose“ wurden belassen. Sie sind wichtige Belege für die sprachliche Sondersituation von Deutschen im Umfeld Papua-Neuguineas. Bereits die deutsche Kolonialzeit zeigt ähnliche Entwicklungen. Selbst für die späten siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts enthält das Archiv in Vunapope mannigfache Briefe und Dokumente, die in Deutsch abgefaßt sind, die aber eine Fülle von typisch pazifischen Anglizismen und Übernahmen aus dem Tok Pisin enthalten. In dieser Zeit war eine Mehrheit der Priester im Bistum Rabaul noch deutscher Nationalität oder zumindest dem deutschen Sprachraum zugehörig. Begriffe in Bainingssprache wurden kursiv gesetzt, nicht jedoch Eigennamen der Baininger. Der nasale „ng“-Laut wurde wie im Polynesischen (Pago Pago, Papalagi) als „g“ wiedergegebenen, also Ragulit statt Rangulit. Auf die Besonderheit der Schreibweise einiger Ortsnamen der Baininger, soweit sie historisch auf die Tätigkeit von Deutschen zurückzuführen ist, wurde bereits hingewiesen. Fußnoten wurden im Text dort eingefügt, wo sie zur Erläuterung des Sachverhaltes notwendig schienen.

Der Herausgeber war selbst mehrfach (2002, 2003, 2004 und 2006) in Baining, nämlich in St. Paul, Lan und Raunsepna, auch im benachbarten Tolaigebiet – Vunamarita und Kabaira – und hat dort ausführliche Gespräche mit Chachet und Tolai geführt. Neben seinen eigenen Forschungen, insbesondere zu den Ereignissen im Zusammenhang mit der Tat des 13. August 1904 und der Tötung des australischen District Commissioners Jack Emanuel, stand im Vordergrund das Bestreben, sich selbst ein Bild von der Situation vor Ort zu machen. Eigene Befragungen von Chachet zum Cargokult von Alachesem und der Tötung der Pflanzungsarbeiter aus Chimbu sind ebenso in diese Einführung eingeflossen wie Interviews mit P. Bernhard Lahn, dem Vorgänger Karl Hesses und dem ersten ortsansässigen Pfarrer von Raunsepna, der, mittlerweile erblindet, heute in Hilstrup lebt. Die Archive der Herz-Missionare in Hilstrup, Münster, Salzburg-Liefering und Vunapope wurden dem Herausgeber ebenso bereitwillig geöffnet wie das Erzbischöfliche Archiv in Vunapope.

Danken möchte ich Bart Advent, der mich mit den Chachet näher vertraut machte, Mathew Locan, ohne den ich weder den Weg zum ältesten noch lebenden Chachet noch zu den Weilern Lans gefunden hätte, den Brüdern und Patres in Hilstrup, Liefering und Vunapope – insbesondere Theo Bäumer, Josef von der Haar (†), Josef Höcherl, Winfried Holz, Karl-Heinz Hoppe, Bernhard Lahn, Hans Lamers, Hans J. Limburg, Hermann Ostgathe, Willy Schürmann, Manfred Simmich, Andreas Steiner und Wolfgang Vogt –, vor allem aber Erzbischof Hesse selbst, der mit mir seine Erfahrungen unter den Chachet teilte und, trotz erheblicher zeitlicher

Anspannung, für die Probleme der Umsetzung seiner Texte in eine wissenschaftlich hoffentlich befriedigende, druckfertige Vorlage immer mehr als ein offenes Ohr besaß. Die redaktionelle Fertigstellung wurde durch den Kanzler der Universität Bayreuth und durch die Gewährung eines großzügigen Forschungsaufenthalts der Universität Auckland befördert. Zu danken ist schließlich Marcus Mühlwinkel für das Korrekturlesen und Gabi Krampf für die gewohnt zuverlässige Textformatierung und die Umsetzung vielfacher redaktioneller Vorgaben.

Görschnitz, am 13. August 2007, dem Tag  
der Erinnerung an das Geschehen in St. Paul.

Hermann J. Hiery